

Dimitré Dinev

# Barmherzigkeit

UNRUHE BEWAHREN

Residenz Verlag

Unruhe bewahren – Frühlingsvorlesung & Herbstvorlesung.  
Eine Veranstaltung der Akademie Graz in Kooperation mit dem  
Kulturzentrum bei den Minoriten und DIE PRESSE.

Die Frühlingsvorlesung zum Thema »Barmherzigkeit« fand  
von 6. bis 8. April 2009 im Kulturzentrum bei den Minoriten  
in Graz statt.

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.dtb.de> abrufbar.

[www.residenzverlag.at](http://www.residenzverlag.at)

© 2010 Residenz Verlag  
im Niederösterreichischen Pressehaus  
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH  
St. Pölten – Salzburg

Alle Rechte, insbesondere das des auszuweisen Abdrucks  
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Redaktion: Harald Klauths, Astrid Kury  
Wissenschaftliche Beratung: Thomas Macho, Peter Strasser  
Umschlaggestaltung: Kurt Dornig  
Typografische Gestaltung, Satz: Ekke Wolf, typic.at  
Lektorat: Fanny Esterhazy  
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books

ISBN 978-3-7017-3147-3

## **Inhalt**

Die Brücke der Ungenannten	7
Das Rasiermesser	21
Freche Spatzen	37
Wie sicher ist der Frieden in Europa?	57

---

## **Die Brücke der Ungenannten**



Warum ist es so schwer, über Barmherzigkeit zu sprechen? Wenn man den Begriff Barmherzigkeit bei Google eingibt, stellt man rasch fest, dass es ein völlig aus der Zeit gekommener Begriff ist: Es finden sich nur ganz wenige Einträge, die vor allem aus dem theologischen Umfeld stammen.

Begriffe haben immer mit einer bestimmten Geschichte zu tun. Sie haben immer mit Ideologie zu tun, mit einer Geschichte der Ideologie, mit einer Geschichte der Macht. Begriffe haben immer mit Macht zu tun. Was für eine Rolle sie spielen, wie lange sie gebraucht und wann sie wieder vergessen werden, entscheidet die Macht. Wenn eine politische Macht einen Begriff nicht mehr braucht, um sich zu konstituieren, um sich zu bestätigen, dann verschwindet er.

Barmherzigkeit ist so ein Begriff. Auf ihm lässt sich keine Wahlkampagne aufbauen, geschweige denn gewinnen. Man kann ihn nicht so abstrakt behandeln wie andere Begriffe, weil er etwas absolut Konkretes verkörpert. Die

Barmherzigkeit kann nie eine Gesellschaft charakterisieren, sie ist ein Privileg des Individuums. Eine Gesellschaft kann sozial, solidarisch und vieles andere sein, aber niemals barmherzig. Solidarität hat oft mit ideologischen Anschauungen zu tun, die Barmherzigkeit dagegen steht jenseits der Ideologie. Solidarisch sein mit jemandem heißt einen Dritten ausschließen (zum Beispiel den Aggressor). Die Barmherzigkeit ist genau das Gegenteil. Bei ihr ist kein Ausschlussverfahren möglich. Sie steht jedem zu.

Die Gesellschaft, der Staat haben dieses Ausschlussverfahren schon in ihrem Gründungs-moment. Sie schaffen die Grenzen: Hier sind die Eigenen, dort die Fremden. Und wo es Grenzen gibt, gibt es auch Ausgrenzung. Jede Staatsgründung ist ein Gewaltakt, es kommt immer zu Verletzungen, zu Anhäufung von Schuld. Die Barmherzigkeit dagegen verkörpert den Verzicht auf Gewalt, sie ist oft blind, nicht steuerbar und jeglicher Logik enthoben. Durch sie lässt sich kein Staat, keine Gesellschaft, kein politisches System manifestieren, und trotzdem ist sie eine Macht. Sie ist die Macht, die jedem Einzelnen zur Verfügung steht. Sie ist die Macht des Einzelnen.

Obwohl aus der Zeit gekommen und in den gegenwärtigen politischen Diskursen und Programmen nicht wirklich verwendbar, hat die Barmherzigkeit eine politische Dimension, die über die Jahrhunderte kaum an Aktualität eingebüßt hat, die beinahe universal ist. Barmherzigkeit hat, egal wo sie in Erscheinung tritt, sofort einen politischen Aspekt, ohne dass sie danach verlangt. Der Akt der Barmherzigkeit stellt unmittelbar die Frage, wie gerecht ein System ist. Die Barmherzigkeit ist ein Korrektiv, das vom eigenen Land, von der eigenen Regierung Gerechtigkeit fordert. (Die Barmherzigkeit muss selbst nicht unbedingt gerecht sein. Sie kann ganz verschwenderisch sein. Sie kann auch jemanden treffen, der es nicht »verdient«, aber das ist auch das Besondere und Großartige an ihr, dass sie niemanden ausschließt.)

Was die Barmherzigkeit so unbequem und ungeeignet für Politiker und ihre Programme macht, ist, dass sie sich nicht verallgemeinern, vorankündigen, versprechen lässt. Sie ist immer konkret objektivierbar. Sie ist eine Handlung, eine Tat, ein Werk und deswegen vollendet (und sie kennt nur eine Zeit, die Gegenwart), und dieser ihr Aspekt der Vollendung lässt sie

in jeder Gesellschaftsform als eine oppositio-  
nelle Kraft fungieren, fremd und unassimilier-  
bar bleiben. Die Barmherzigkeit lässt sich nicht  
leicht instrumentalisieren, denn ihre Zeit ist  
die Gegenwart und ihr Ort das Gewissen. Um  
es radikaler auszudrücken: Sie ist die opposi-  
tionelle Kraft schlechthin. Denn würde ihre  
Notwendigkeit verschwinden, dann wäre die  
perfekte Gesellschaft errichtet, es wäre der para-  
diesische Zustand erreicht.

Die Barmherzigkeit lässt sich nicht verspre-  
chen, vielleicht weil sie selber die Sprache  
ermöglicht, weil sie selber in ihrer ursprüng-  
lichen Intention Sprache ist, vielleicht weil sie  
selbst der Ursprung der Sprache ist, jene erste  
Geste der Zuwendung, die den anderen von  
seiner Einsamkeit erlöst, die das Neugeborene  
an die eigene Haut drückt und es nach dem ers-  
ten Schreck des Seins tröstet.

Bei jedem Versuch, sich dem Begriff der  
Barmherzigkeit zu nähern, bleibt man allein,  
allein mit seiner Verantwortung. Der Akt der  
Barmherzigkeit hingegen ist immer ein Dialog,  
ein Zu-zweit-, Zu-mehrt-Sein.

Ich habe vorhin die Barmherzigkeit als die  
Macht des Einzelnen beschrieben und als Pri-  
vilieg des Individuums. Sie ist aber auch jene

Eigenschaft, die uns unverwechselbar macht.  
Barmherzigkeit ist niemals anonym. Man  
kennt den Menschen, der uns Gutes getan hat,  
man kann ihn identifizieren. Die Barmherzig-  
keit ist der Zugang zu den anderen, dein Bezug  
zu anderen Menschen. Sobald ich barmherzig  
zu anderen Menschen bin, entdecken sie mich,  
machen mich als Person fest. Die Barmherzig-  
keit charakterisiert mich, weil sie die Frage nach  
der Verantwortung stellt, unmittelbar und un-  
ausweichlich. Und ich denke mit Levinas, dass  
unsere Individualität sich dadurch erschließt,  
inwieweit wir bereit sind, Verantwortung für  
andere zu übernehmen.

Im Deutschen ist es so schön, dass im Wort  
Verantwortung die Antwort steckt. Die Anwe-  
senheit eines anderen ist immer auch eine  
Frage, und ich verfüge über die Mittel, ihm  
Antworten zu geben, egal um welche Form der  
Zuwendung es dabei geht. Es ist keine Pflicht,  
es ist unser Wesen. Wir werden gefordert,  
Antworten zu geben, und wir verfügen über  
die Mittel. Wir müssen sie nicht erwerben.  
Das Leben stellt sie uns zur Verfügung, und in  
dem Maße, wie wir antworten, erschließt sich  
unsere Individualität. Die Barmherzigkeit mag  
aus der Fähigkeit des Mitleids und Mitgefühls

entstehen, doch erst in der Verantwortung, in der Tat mache ich mich erkennbar.

Vor dem Antlitz eines bettelnden Kindes ist diese Verantwortung am deutlichsten festzumachen. In seiner Erscheinung kommt alles zusammen: Botschaft, Ruf, Vorwurf, Ohnmacht. Es beschäftigt und beunruhigt uns sofort, weil es unausweichlich die Frage nach unserer Verantwortung stellt, und egal was wir denken oder tun, es wird uns weiter beschäftigen. Ein Bettelkind ist wie die erste Frage schlechthin.

Das Gesicht eines anderen ist immer eine Frage an mich. Die Barmherzigkeit ist die Antwort. Jene Antwort, die das Leben erträglich macht.

Da ich der Barmherzigkeit jegliche Anonymität abstreite, wäre es angebrachter, anstatt über sie zu theoretisieren, einfach die Namen all jener Personen aufzuschreiben, dank deren Güte und Barmherzigkeit ich hier in Österreich überleben konnte. Eine lange Liste würde das ergeben. Frauen und Männer verschiedener Herkunft, Berufe und sozialer Schichten. Es gibt aber etwas, was mich immer wieder daran hindert (denn so eine Liste hat nur dann Sinn, wenn sie auch wirklich komplett ist), was mir keine Ruhe gibt, wofür ich mich schäme. Und

das sind die Namen, die ich vergessen habe, die im Laufe der Jahre in den (von Sorgen, Not, Mühsal und existentiellen Zwängen erzeugten) Rissen der Zeit zerronnen sind. Ich habe die Gesichter behalten, die Gerüche, die Situationen, die Geschichten, aber nicht die Namen. Deswegen will ich an dieser Stelle eine dieser namenlosen Geschichten erzählen.

Es geschah in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Österreich. Mein Freund Rado und ich hatten es gerade über die Grenze, durch Kälte, Schnee, Nacht bis nach Linz geschafft in der fehlgeleiteten Hoffnung, dort ein Auffanglager für Flüchtlinge zu finden. Ein Lager fanden wir nicht, was kein Wunder war, denn in Linz gab es ja auch keines. Doch wir hatten Glück, und wir fanden den Weg zu einem Flüchtlingsheim. Ein Rumäne, den ich auf den vereisten Straßen angesprochen hatte, führte uns dorthin, und er versprach uns, hier untergebrachte Bulgaren, die er kannte, zu verständigen. Wir hatten uns von diesem ersten Wunder noch nicht erholt, als sie kamen. Es war ein Pärchen aus meiner Heimatstadt. Eine schwarzhäutige energische Frau, ein dunkelblonder in sich ruhender Mann. Sie gaben uns einen Teil ihrer Abendessenration, eine Packung bulgarische

Zigaretten und eine Menge gute Ratschläge. In ihrem Zimmer konnten wir nicht übernachten, denn würde man bei ihnen zwei illegale Personen erwischen, würden sie ihren Platz in dem Heim verlieren. Doch sie führten uns in einen gut geheizten Raum, eine Etagenküche, wo wir die Nacht verbringen konnten. Mein Freund legte sich auf den Boden, einen Band von Hesse unter dem Kopf, in dem mehrere seiner Werke, unter anderem auch Siddharta, versammelt waren und dessen Umfang sich als sehr günstig für diese Gelegenheit erwies. Ich, da ich der Kleinere war, streckte mich auf der riesigen Arbeitsplatte aus, mit den Füßen leicht an die Kochplatten stoßend, und wir verfielen in eine Art Nirwana, das nicht einmal bei Hesse vorkommt. Am nächsten Morgen erschienen unsere Wohltäter wieder, brachten uns die Hälfte ihres Frühstücks und klärten uns auf, dass wir zuerst durch das Flüchtlingslager Traiskirchen mussten. Von dort wird man dann in eines der vielen im Land verstreuten Flüchtlingsheime eingeteilt, von dort nimmt das Leben eines jeden legalen Flüchtlings im Lande seinen Anfang. Sie gaben uns einen Zettel mit der Wegbeschreibung und, da wir kein Geld hatten, noch 50 Schilling. Das Geld, rie-

ten sie uns, sollten wir nur für Brot ausgeben, denn wenn es gerade einen großen Andrang gäbe, könnte es Tage dauern, bis wir ins Lager aufgenommen würden. Und solange man nicht im System erfasst war, bekam man auch kein Essen. Wir wollten schon aufbrechen, als der Mann uns noch etwas sagte. Er sagte uns, sollte uns das Geld ausgeben, noch bevor wir die Essenskupons in Empfang nehmen konnten, dann sollten wir unbedingt das kleine Wohnheim, das sich im Lagerhof befindet, aufsuchen und an einer bestimmten Tür im ersten Stock anknöpfen. Eine junge Flüchtlingsfamilie wohne dort, eine Familie, die noch nie jemanden, der an ihre Tür geklopft hat, hungrig gelassen habe. Er sagte es mit jener Sicherheit in der Stimme, als ob er uns gerade den Weg zu einer sich seit Jahrhunderten an derselben Stelle befindlichen Natursehenswürdigkeit beschrieb. Sie wünschten uns viel Glück. Wir reichten uns die Hände. Dann gingen wir.

Noch am selben Tag erreichten wir per Autostopp das Lager, und, ja, wir mussten lange warten, und, ja, die 50 Schilling waren bald aus. Noch waren wir zwar nicht hungrig, denn trockenes Brot hatten wir noch genug, doch nach ein wenig Abwechslung sehnten wir uns



und nach noch etwas, wir waren neugierig, verdammt noch mal waren wir neugierig, wie wohl diese Familie aussehen mochte, die niemanden zurückschickte. Wir besuchten also das kleine Wohnheim, fanden das Zimmer, standen vor der Tür. Eine Tür ohne Glocke und ohne Namensschild. Es hat eine Weile gedauert, bis wir uns trauten anzuklopfen. Wer in seinem Leben nie betteln musste, hat auch nie erfahren, was für eine Reise die Seele durchmachen, was für steile Hänge sie erklimmen, in welcher tiefe Abgründe sie stürzen, welche Stürme sie ertragen muss, bevor sie mit Gesten und Lippen die erste Bitte zu formen instande ist. Es hat also eine Weile gedauert, bevor unsere Hände es lernten, die Tür so zu berühren, dass ein Klopfen entstand, als wäre sie aus glühendem Eisen und nicht aus billigen Sperrholzplatten. Wir sammelten gerade Kräfte, um nochmals anzuklopfen, als die Tür aufging. Eine junge Frau erschien, sah uns an, ließ uns eintreten. In dem Zimmer duftete es nach unbekanntem Blumen und bekanntem Speisen. Es duftete nach Heim, nach Halt, nach Hoffnung, nach all jenen Gerüchen, die wir entweder verlassen oder vermisst hatten. In dem Zimmer spielte ein Kind. Ihr Mann sei auf Dienstreise in der Schweiz,

aber morgen Abend werde er wieder hier sein und sich freuen, uns kennen zu lernen, erklärte sie, während sie uns an den Tisch einlud und das Essen aufwärmete. Das Essen dampfte, das Kind spielte, die Frau erzählte, die Zeit existierte nicht mehr. Sie war nur Dampf und Spiel und Wort. Lauter Dinge, die leicht waren und zart. Die Zeit existierte nicht mehr. Sie streichelte nur.

Wir aßen, wir scherzten, wir redeten viel, wir redeten lang, auch lange nachdem das Kind ins Bett gelegt worden war. Wir redeten bis tief in die Nacht. Danach gingen wir. Wir gingen zurück zu unseren auf den Boden gelegten Matratzen. Am nächsten Tag wurden wir ins Lager aufgenommen. Wir bekamen Betten und Decken und Essenskupons. Trotzdem besuchten wir am Abend, diesmal satt, die Familie wieder und lernten auch den Mann kennen. Solange wir in Traiskirchen verweilten, verging kein Abend, an dem wir nicht mindestens ein paar Stunden bei ihnen verbrachten. Als der Tag kam, an dem wir das Lager verlassen mussten, gingen wir uns verabschieden. Sie wünschten uns viel Glück. Wir sahen sie nie wieder, und unsere Zungen klebten damals so fest an den Gaumen, dass wir es nicht schafften, wir ewig

dem Glück Nachjagenden, ihnen zu sagen, dass sie uns etwas wünschten, das sie uns bereits gegeben hatten.

Ich bin sicher, dass auf unseren unzähligen, unergründlichen Wegen auf jeden von uns noch viele Etagenküchen oder Zimmer warten, Zimmer ohne Namensschilder und ohne Glocken und mit einer billigen Spertholzplatte; Zimmer, in denen die Zeit nur Dampf ist und Wärme, Wort ist und Spiel, Zimmer, an die man schon geklopft hat oder erst klopfen wird und aus deren Namensschildern die Brücken gebaut sind, auf denen unsere Seelen sicher über alle Abgründe gleiten können, in diesem Land und in jenem.

---

## **Das Rasiermesser**

DIMITRÉ DINEV

geboren 1968 in Bulgarien. 1991 Studium  
der Philosophie und der russischen Philologie  
in Wien, seit 1992 Drehbücher, Übersetzungen,  
Theaterstücke und Prosa in deutscher Sprache,  
zahlreiche Auszeichnungen und Literaturpreise.  
Dimitrè Dinev lebt als freier Schriftsteller  
in Wien. Zuletzt erschienen: *Engelzungen* (2003)  
und *Ein Licht über dem Kopf* (2005).